

Elena Stadnik-Holzer

Opa, wie viele Faschisten hast du erschossen?

Diese Frage stellten wir, mein gleichaltriger Cousin und ich, damals beide ungefähr siebenjährig, unserem Großvater oft. Was er, mit seinem dicken Zeigefinger in der Luft fuchtelnd, uns entgegenbrüllte: „Keinen einzigen!“, wollten wir eigentlich gar nicht hören. Aufgewachsen mit sowjetischen Kriegspropagandafilmen wollten wir damals stolz sein auf unseren Großvater, den Kriegsveteranen, der möglichst viele „Faschisten“ erschossen haben sollte, wie in den Filmen eben. Dass ich aber einmal später unter den Nachkommen jener, die für mich als Kind damals „Faschisten“ waren, leben würde und dass meine Kinder deren Sprache, die Sprache der „Fritzen“, wie wir sie noch nannten, sprechen würden – das alles habe ich damals, ein sowjetisches Schulkind mit dem Selbstverständnis des Siegers, noch nicht ahnen können.

Zu allererst sollte ich aber vielleicht doch diese etwas irritierende Bezeichnung „Faschisten“ näher erläutern. In der Sowjetunion, dem Land, in dem ich aufgewachsen bin, wurde jenes Deutschland, das die Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg überfallen hat, „Faschistisches Deutschland“ genannt; und diejenigen, die auf dessen Seite in den Krieg gezogen waren, nannte man entsprechend „Faschisten“. Bezeichnungen wie etwa „Nazi-Deutschland“ bzw. „Nazi“ waren in der Sprache der sowjetischen Politik eher nicht üblich. Nun wusste ich, dass die „Faschisten“ Deutsch sprachen, und so waren für mich als Kind (wohl aber auch für viele andere in der Sowjetunion Aufgewachsene) die Wörter „Deutsche“ und „Faschisten“ nahezu gleichbedeutend. Als Kinder spielten wir – übrigens sehr oft – Krieg, und manchen von uns wurde in diesen Kriegsspielen die Rolle der „Faschisten“ zugewiesen. Dann schrien diese zu ihren Gegnern auf Deutsch: „Hände hoch!“ – Diesen Satz kannten wir aus den besagten Filmen.

Als ich etwas älter wurde, zehn vielleicht, war mein Wissen etwas „differenzierter“. Damals wusste ich schon von der Existenz der DDR im Gegensatz zur BRD, und ich glaubte, dass in der DDR, dem „guten“ Deutschland, die „Antifaschisten“ lebten, die BRD hingegen, das „böse“ Deutschland, der Zufluchtsort für alle „Faschisten“ nach dem Zweiten Weltkrieg war. (Ich denke, dass ich nicht die einzige war, die das glaubte.)

Dass es auch das Land Österreich gibt, war in meinem damaligen Bewusstsein eher noch nicht präsent. Aber bald sollte sich das ändern. Ich interessierte mich nämlich schon sehr früh für Fremdsprachen und wollte unbedingt Deutsch lernen – wahrscheinlich deswegen, weil schon meine Eltern Deutsch in der Schule hatten –, also wurde für mich ein Deutschlehrer engagiert, der mir Privatstunden gab. Und dieser hatte als junger Mann mehrere Jahre in Österreich gelebt, und zwar in der sowjetischen Besatzungszone als Angehöriger der Roten Armee gleich nach dem Krieg, möglicherweise sogar bis 1955, als Österreich den Staatsvertrag bekam, bis er schließlich in die Sowjetunion zurückkehrte. Mein Lehrer war etwas ganz und gar Besonderes. Zum einen wegen seiner beeindruckenden Deutschkenntnisse, die für mich damals unerreichbar schienen. Zum anderen wegen seiner „österreichischen“ Vergangenheit, was ihn wahrlich zu einem „Unikat“ machte. Denn welcher Sowjetbürger konnte damals in den Achtzigern schon von sich erzählen, dass er viele Jahre in Österreich gelebt hatte! An ihm war überhaupt vieles außergewöhnlich, zum Beispiel, dass in seinem mit Büchern und Papier vollgestopften Arbeitszimmer ein eingerahmter Sprachwitz an der Wand hing. Ich kannte damals keine andere sowjetische Wohnung, in der so etwas an der Wand hing. Eher waren es Bilder von einer Banane oder einer halbierten Papaya, die aus einem japanischen Wandkalender ausgeschnitten waren. (Solche Kalender brachten die sowjetischen Seeleute aus Japan in die Hafenstadt Odessa, meine Heimatstadt, und sie waren wegen der ungewöhnlich schönen Farbfotografien mit sagenhaften, uns kaum bekannten Früchten sehr begehrt.) Nicht so bei meinem Lehrer. Er hängte sich, dem Zeitgeist zum Trotz, einen Sprachwitz an die Wand. Und als ob das nicht genug gewesen wäre, war dieser noch in einer Fremdsprache – in Deutsch: „Wenn dich Haß und Neid umringen, denk an Götz von Berlichingen!“ Er lachte herrlich, als er mir den Witz erklärte. Ich bewunderte meinen Lehrer sehr.

Meine erste „Begegnung“ mit Österreich war also durch und durch positiv. Und obwohl ich von meinem Lehrer über dieses Land – dies ist erstaunlich – so gut wie nichts erfuhr, außer vielleicht, dass es den Wiener Dialekt gebe, den er auch beherrsche, glaubte ich, es bereits zu kennen. Es offenbarte sich eben in seiner charismatischen Person.

Zurück aber zu meinem Großvater. Am Ende des Krieges war er nicht in Österreich, sondern in Deutschland – in Dresden, wenn ich mich nicht irre. Mein Großvater erzählte nicht viel über den Krieg. Ich bedauere es heute sehr, ihn nicht öfter darüber gefragt zu haben. Er lebt nicht mehr. Aber wenn er erzählte, weinte er immer. Und weil er weinte, konnte er kaum etwas zusammenhängend oder fertig erzählen. Für mich und meinen Cousin – wir verbrachten gemeinsam bei meinen Großeltern unsere Schulferien – war es auf jeden Fall sehr ungewöhnlich, ja sogar irgendwie beängstigend, unseren sonst recht strengen und meist ziemlich lautstarken Großvater weinen zu sehen. Ohne etwas von seinem Schmerz zu verstehen, wurden wir einfach still.

Nicht alle in meiner Familie überlebten den Zweiten Weltkrieg. Als Kind habe ich, begleitet von meinen Großeltern und dem Rest der Familie, die Namen meiner gefallenen Verwandten auf einer steinernen Gedenktafel neben unzähligen anderen Namen gesucht. Ich war stolz auf sie. Jetzt sucht meine (deutschsprechende!) Tochter die Namen ihrer gefallenen Verwandten auf der Gedenktafel neben der Scheibbser Pfarrkirche. «Da ist Onkel Hans! Und da ist Onkel Hermann!», zeigte sie vor nicht langer Zeit unserem Besuch aus Deutschland bei einem Spaziergang durch Scheibbs. Mein Mann und ich waren ergriffen – wurden ihr doch die Namen nur ein einziges Mal gezeigt. Meine Tochter, heute so alt wie ich damals, will wohl auch stolz sein. Johann und Hermann Holzer, Brüder meines längst verstorbenen Schwiegervaters Josef, hatten nicht das Glück meines Großvaters. Ihr Leben war kurz. Johann ist mit 19 gefallen, und Hermann mit 18 vermisst. Ich zünde manchmal eine Kerze am Familiengrab an, wo auf dem Grabstein auch ihre Namen stehen. Sagte mein Großvater uns, meinem Cousin und mir, damals die Wahrheit? Musste er wirklich nicht schießen? Stolz empfinde ich jedenfalls keinen mehr. Eher einen stillen Respekt vor dem Leid, das sie alle miteinander haben teilen müssen.